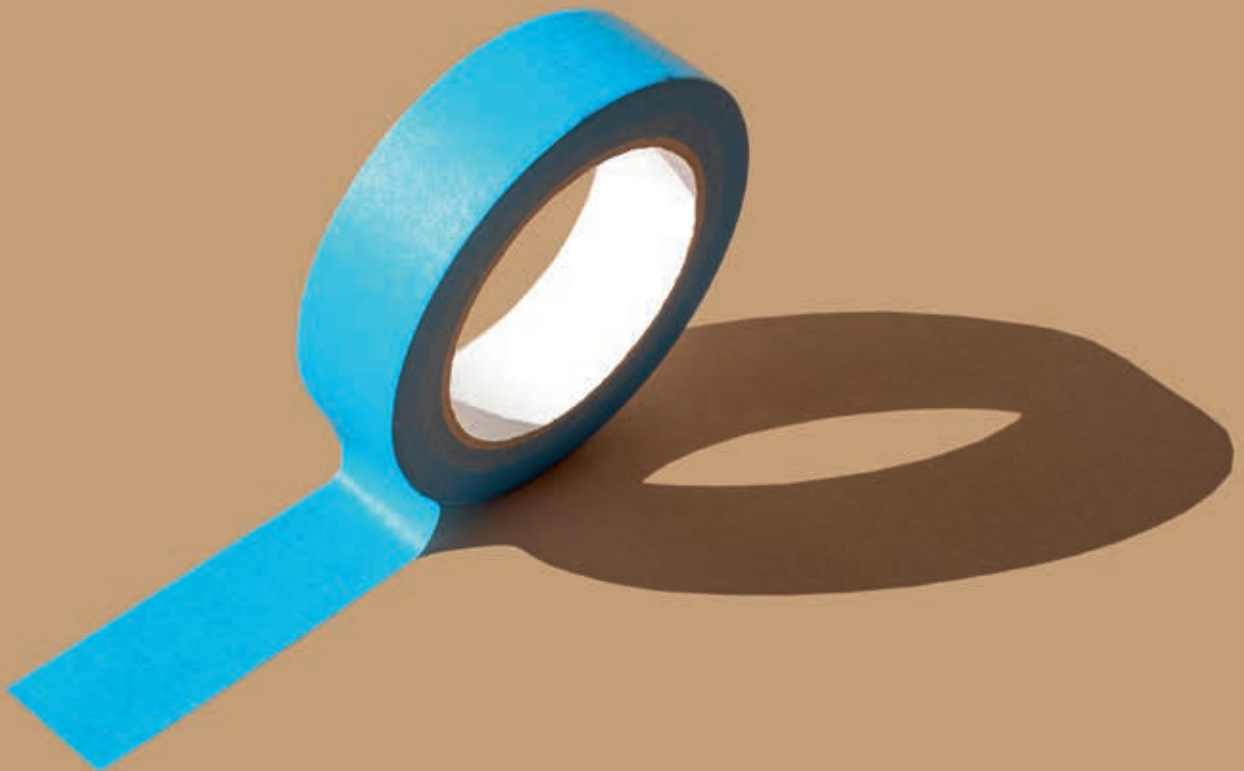


Die Rolle klebt fest

Typisch Mädchen – typisch Junge. Geschlechterrollen haben sich über die Geschichte der Menschheit manifestiert und sind noch stark in der Gesellschaft verwurzelt. Welche Bedeutung die unbewusste Reproduktion von Rollenbildern hat und warum wir alle unser Verhalten und unsere Erwartungen kritisch hinterfragen sollten, verrät unser Autor.

LOTHAR KLEIN



Stellen Sie sich vor, Sie fahren auf der Autobahn und überholen einen Lkw. Von hinten kommt ein Auto angerast und leuchtet Sie mit der Lichthupe aggressiv an. Was denken Sie, noch bevor Sie in den Rückspiegel schauen? „Dieser blöde Raser“? Wohl aber kaum: „So eine blöde Raserin!“ Oder Ihre Kollegin erzählt Ihnen von einem Kind, das partout nicht malen, sondern immer nur mit Bausteinen und Fußball spielen möchte. „Natürlich ein Junge!“ Oder? Ich glaube jedenfalls nicht, dass Sie hier an ein Mädchen denken, zumindest nicht spontan. Oder nehmen wir an, Sie werden mit den folgenden Berufsbezeichnungen konfrontiert: Fliesenlegerin, Hausmeisterin, Nageldesigner, Hundefriseur, Feuerwehrfrau, Pilotin, Maureirin, Flugbegleiter, Reinigungsmann. Stolpern Sie vielleicht über die eine oder andere Berufsbezeichnung? Haben Sie eventuell sogar das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt? Und zuletzt: Ordnen Sie, entsprechend Ihres ersten Gedankens, folgende Begriffe der weiblichen oder männlichen Seite zu: trösten, hart rannehmen, reden, raufen, Grenzerfahrung, Vorsicht, Rationalität, Emotionalität, Zielstrebigkeit, wachsen lassen, friedlich, aggressiv, rund, eckig.

Ich nehme an, auch wenn Sie eigentlich bewusst mit der Zuweisung von Geschlechterrollen umgehen und diese möglichst vermeiden wollen, passiert es Ihnen dennoch immer wieder. Petra Focks, Professorin für soziale Arbeit in Berlin, spricht in diesem Zusammenhang von der zu meist unbewussten „Reproduktion der Geschlechterrolle“. Das „Doing Gender“, also die sozial zugewiesene Geschlechterdifferenz, kann nach Focks drei Formen annehmen:

- › Produktion,
- › Reproduktion und
- › Variation der Geschlechterrolle.

1 Produktion

Bei der Produktion weist man die Geschlechterrolle bewusst und aktiv

zu: „Du bist doch ein Junge! Da musst du halt durch!“ – „Typisch Mädchen, eine rosa Schultüte.“ Ein drittes mögliches Geschlecht beziehungsweise Erweiterungen oder Zwischenformen werden dabei erst gar nicht in Betracht gezogen. Angebliche Geschlechtsmerkmale direkt zuzuweisen, geschieht heute – darüber können wir uns freuen – wesentlich seltener als noch vor zwanzig oder mehr Jahren. Zumindest in Kitas ist diese Art Umgang mit Geschlechterrollen fast vollständig verschwunden.

2 Variation

Unter Variation der Geschlechterrolle versteht Petra Focks eine Durchmischung von Rollenzuweisungen und die Überwindung mehr oder weniger festgefügtter Geschlechterrollen. Das kann durch Vorbilder geschehen, indem Kinder entsprechende Lebenskonzepte und entsprechendes Handeln von Erwachsenen erleben. Es kann aber auch dadurch erfolgen, sich bewusst mit der eigenen Geschlechtsidentität auseinanderzusetzen: „So möchte ich sein.“ Dieses bewusste Nachdenken darüber, wie ich meine Geschlechtsidentität selbst definiere, beginnt spätestens mit der Pubertät und hält das ganze Leben lang an.

3 Reproduktion

Viel schwieriger erkennbar ist die permanente Reproduktion von Geschlechterrollen.

Reproduktion meint, dass ich eine bereits existierende Zuweisung von Geschlechterrollen wiederbelebe. Das geschieht unbewusst und ungesteuert. Indem ich mich darüber wundere, dass der Raser eine Raserin ist, dass ich einer Fliesenlegerin und einem Flugbegleiter begegne oder das fußballbegeisterte und nicht malen wollende Kind ein Mädchen ist, drücke ich auch aus, dass ein Fliesenleger eigentlich männlich und eine Flugbegleiterin eigentlich weiblich ist, Raser natürlich fast immer Männer sind und Kinder, die

nicht am Maltisch sitzen, aber viel herumtoben und Fußball spielen, Jungen. Das Sichwundern drückt aus, dass ich etwas Ungewöhnlichem, von der Norm Abweichendem begegnet bin. Dass ein Verhalten, das ich unbewusst einem bestimmten Geschlecht zuordne, plötzlich auch zum anderen passen soll, widerspricht den eigenen verinnerlichten Zuweisungen. Damit definiere ich aber, erneut und ohne es zu merken, die Merkmale von Geschlechterrollen. Ich reproduziere sie also.

Unser Verhalten schlägt Wellen

Wir reproduzieren Geschlechterrollen auch über unser Verhalten. Ich hatte, als ich noch Kita-Leiter war, immer wieder Spaß daran, mit Kindern zu toben, zu raufen, mit ihnen Fußball zu spielen oder ein wirklich großes Feuer zu entzünden. Meine Kolleginnen haben mir diese Tätigkeiten gerne überlassen, wenn nicht sogar übertragen.

Zudem war ich verantwortlich für die Holzwerkstatt und unser Forscheratelier, nicht aber für die Töpferei, das Künstler- oder das Nähatelier. Die unbewusste Botschaft dabei war zweifellos: Das eine gehört zu einem Mann beziehungsweise einem Jungen, das andere nicht. Dass auch Mädchen in unserer Fußballmannschaft – allein der Begriff „Mannschaft“ – spielten, wurde nicht nur von mir immer wieder mit einem gewissen Stolz betont und damit als etwas Besonderes und Außergewöhnliches hervorgehoben. Damit wollte ich klarmachen: Ich bin aufgeschlossen, Geschlechtsstereotype aufzulösen. Das Gegenteil war der Fall. Ich habe betont, dass Fußballspielen eigentlich eine Jungendomäne ist und Mädchen eben die Ausnahme sind.

Die freiberufliche Fortbildungsdozentin Margarete Blank-Mathieu hat in einer empirischen Studie nachgewiesen, dass Erzieherinnen sich kaum an den Spielen von Jungen beteiligen und sie, solange sie nicht stören, weitgehend in ihren Spielen



Töpferei ist Frauensache? Ganz und gar nicht, findet auch unser Autor. Trotzdem wurde er in seiner Zeit als Erzieher eher gefragt, ob er Fußballspielen oder das Lagerfeuer anzünden könne.

sich selbst überlassen. Das legt auch nahe: Das, was ihr tut, ist nichts für Frauen. Der Sach- und Jugendbuchautor Andreas Gössling weist auf Studien hin, die herausgefunden haben, dass Erzieherinnen das Expertenwissen von Jungen – Dinosaurier, Autos, Computer, Fantasiewelten – im Allgemeinen weniger wahrnehmen – oder nur sehr selten interessiert darauf eingehen. „Die Erzieherin“, so schreibt er, „signalisiert (den Jungen): Wir Frauen verstehen nichts von diesen technischen Dingen.“ Das geschieht unbewusst und ohne die Absicht, Rollenstereotype zu verfestigen.

Ein süßer Fratz

Selbst Babys fasst und spricht man je nach Geschlecht anders an, belegen Studien. Männliche Babys werden härter angefasst und öfter hochgehoben als weibliche. Kajsa Wahlström, ehemalige Kita-Leiterin und Beraterin in Gleichstellungsfragen, beobachtet auf einer schwedischen Entbindungsstation.

Es geht dabei um zwei Babys:

„Das eine Baby liegt ruhig im Arm seiner Mutter. Mit sanfter und heller Stimme wird gesagt: ‚Mein kleiner Schatz, meine Süße, du hast so kleine feine Finger ... Schau nur, so ein goldiger kleiner Finger, so ein klitzekleiner Nagel. So eine kleine Nase und so hübsche Augen ... So niedliche Beinchen ...‘ ‚Uäh! Uäh! Uäh!‘, schreit das Baby. ‚Oh mein lieber, kleiner, süßer Schatz – weinst du etwa?‘ Die Mutter legt das Baby zärtlich über die Schulter und wiegt es sanft ... Das andere Baby liegt nur eine kurze Weile im Arm, dann beginnt der Vater es hochzuheben und mit ihm zu spielen. ‚Hahaha! So ein kleiner Fratz, willst du fliegen? Und hopp! Und hopp! Brumm, brumm, brumm. Was für kräftige Beinchen du hast ... Was für starke Fäustchen! ...‘ ‚Uäh! Uäh! Uäh!‘, schreit das Baby. ‚Hohohoho, so ein Temperament, bist du zornig?‘ Der Vater hält das Kind vor sich hoch.“

Das braucht, wie ich finde, nicht kommentiert werden. Dies geschieht unbewusst und ohne die Absicht, Kinder aktiv auf bestimmte Geschlechterrollen festlegen zu wollen.

Natürlich reproduzieren wir auch Geschlechterrollen durch die Auswahl und Anordnung von Material, durch Raumgestaltung und Regeln. Um das bestätigt zu finden, genügt ein Blick in die Rollenspielbereiche vieler Kitas. Dort findet sich allerlei Kleidung, durchaus auch Feuerwehrhelme und Polizeimützen, überwiegend aber Schuhe, Röcke und Kleider, jedenfalls kaum Anzüge, Arbeitskleidung oder Werkzeugkoffer. Kücheneinrichtungen sind überall zu finden, Actionfiguren hingegen fast nirgendwo, allerhöchstens noch die ungeschlechtlichen Dinosaurier.

So hätte ich dich gerne

Kajsa Wahlström beschreibt noch einen weiteren Mechanismus, über den sich Geschlechterrollen reproduzieren lassen: Die unterschiedli-

chen Erwartungen, die Erwachsene an Mädchen und Jungen haben. Da Kinder mit Erwachsenen durchgängig kooperieren wollen, nehmen sie aufmerksam wahr, was diese von ihnen erwarten. Das betrifft auch unsere Erwartungen an ihr Rollenverhalten. Allein, dass wir etwas tun oder nicht tun, weil wir erwarten, dass sich Mädchen so und Jungen so verhalten, sagt ihnen, was wir über das Mädchensein und das Jungesein denken. Erwartungen transportieren immer auch Botschaften wie „So hätte ich dich gerne“ oder „Das ist typisch für dich“.

Wie schwer es ist, sich von den eigenen spontanen Erwartungen an ein typisches Verhalten der Geschlechterrollen zu lösen – obwohl man sich sorgfältig damit auseinandersetzt –, macht Kajsa Wahlström an einer Situation deutlich:

„Wir planten sorgfältig, wie die Tische (beim Mittagessen) stehen und welche Plätze die Kinder bekommen sollten. Doch wo sollten die Erzieherinnen sitzen? Jemand sagte: ‚Oh, wer soll am Jungentisch sitzen? Da müssen wir mindestens zu zweit sein.‘ Lachen, Schweigen und noch mehr Schweigen. Die Worte hallten im Zimmer wider. So fest hatten uns die alten Erwartungen im Griff. Jetzt sogar, da wir wussten, dass die Erwartungen der Erzieherinnen das Verhalten der Kinder lenken, sagte jemand indirekt, dass Jungen so aufsässig sind, dass man zu zweit sein muss.“

Vielleicht ist es ein Weg, weniger von „den Jungen“ und „den Mädchen“ zu sprechen, weil allein das Trennen und Betonen von weiblich und männlich die Reproduktion von Geschlechterrollen in Gang setzt. Denn sofort beginnen wir, innerlich zu differenzieren und bestimmte Merkmale zuzuschreiben. Von „den Jungen“ und „den Mädchen“ zu sprechen, greift darüber hinaus sowieso zu kurz, weil die Verallgemeinerung alle Zwischenformen, Über-

schneidungen und Erweiterungen von Geschlechtsidentitäten ausschließt und gar nicht erst mitdenkt.

Realität junger Menschen

Meine Enkeltochter besucht die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln. Die ehemals verschriene Rütli-Schule ist heute eine Reformschule mit besonderem Konzept. In der Lerngruppe meiner Enkeltochter finden sich Kinder mit einem schwedischen und einem französischen Elternteil, ihr eigener Vater ist Amerikaner, der Vater eines Freundes kommt aus Ghana, die Eltern anderer Kinder aus dem Libanon, aus Vietnam, aus der Türkei, von der Elfenbeinküste, aus Syrien und Polen.

Es sind Kinder aus muslimischen, christlichen, jüdischen, buddhistischen und atheistischen Religionen beziehungsweise Weltanschauungen. Niemand spricht darüber, nie betont man diesen Kontext. Auf Fragen wie die, ob ihr Freund Pamadou wegen seiner schwarzen Hautfarbe schon einmal gehänselt worden sei, reagiert meine Enkeltochter eher verwirrt. Sie weiß zwar um die Gefahren des Rassismus, aber ihr tägliches Erleben bringt sie damit nicht in Zusammenhang. Für sie ist es einfach keine Frage, woher jemand kommt oder wie er aussieht. Unterschiedlich zu sein, ist nichts Besonderes, sondern Normalität. Auch deshalb, weil niemand das Unterschiedliche hervorhebt und damit erst zum Besonderen macht. Meine Enkeltochter muss sich nicht zuordnen und deshalb auch nicht abgrenzen. Sie kann von anderen aufnehmen, was sie möchte, oder eben auch nicht.

Kindern ausdrücklich nicht mit den unreflektierten inneren Rollenerwartungen zu begegnen, bewirkt etwas. Das zeigt ein Experiment, über das ebenfalls Kajsa Wahlström berichtet.

Zunächst wurde das Verhalten von Jungen und Mädchen im gemischtgeschlechtlichen Alltag aufmerksam beobachtet und analysiert.

Interessant dabei war, dass sich das beobachtete rollenspezifische Verhalten in etwa mit den Erwartungen der Erwachsenen an die Geschlechter deckte.

Zum Beispiel hatten sie beobachtet, dass Mädchen fast immer davon gesprochen haben, dass sie etwas bekommen, und nur selten davon, dass sie sich etwas nehmen. Deshalb betonten die Erzieherinnen in der Mädchengruppe, dass sie etwas selbst gewählt hätten. Und sie ermutigten die Mädchen zum Wählen.

Jedes Kind, schreibt Kajsa Wahlström, „wird gefragt: ‚Karin, welches Brot möchtest du?‘ – ‚Gelb.‘ – ‚Du hast gelb gewählt. Bitte sehr.‘“ Eine erste Veränderung war: „Manche Mädchen, die früher nicht viel gegessen haben, aßen auf einmal mehr, weil sie es lustig fanden, gefragt zu werden.“ Ein paar Seiten weiter lesen wir dann: Bei den Jungen wird, weil sie stets danach trachteten, als Erster möglichst viel von etwas abzubekommen,

„die Schüssel mit Fleischbällchen ... allen deutlich gezeigt ... Die Fleischbällchen und die Kinder werden gezählt. Dann dürfen die Jungen herausfinden, wie viele Fleischbällchen jeder bekommt. Gut, zehn Fleischbällchen. Das ist also die Regel, an die wir uns halten werden, ... Wenn sich Lars allmählich den zehn Fleischbällchen auf seinem Teller nähert, ist es Aufgabe der Erzieherin, dass es ihm gelingt: ‚Weißt du noch, wie viele du nehmen kannst, sodass es für alle reicht? Zehn, genau. Wie viele kannst du dir noch nehmen?‘“ Später schreibt sie: „Plötzlich quillt der Tisch über vor Höflichkeiten.“

Aber auch jenseits solcher bewusst in Szene gesetzten Variation von Geschlechterrollen kann es bereits ein Schritt in die richtige Richtung sein, sich die eigenen Mechanismen der Reproduktion bewusst zu machen und möglichst zu vermeiden. Und das sollte doch möglich sein. ◀